

Wortkopfbälle im Wind

„Die Sprache ist immer klüger als ich“, sagt Barbara Hundegger im Gespräch mit der TT. Die vielfach ausgezeichnete Tiroler Lyrikerin hält heuer die traditionelle Poetik-Vorlesung an der Universität Innsbruck.

Im Rahmen der Innsbrucker Poetik-Vorlesung geben Sie Einblick in Ihre Arbeitsweise. Der Titel „mein wörterkopfball kämpft mit wind“ lässt eher an Fußball als an Lyrik denken.

Barbara Hundegger: Das ist natürlich ein bewusst gesetzter Bezug zur Alltagswelt. Fußball hat, wie Sport im Allgemeinen, viel mit Training zu tun. So ist es auch in der Kunst: Es geht um Übung und handwerkliche Fähigkeiten und weit weniger um die paar schönen Stunden der Inspiration. Jetzt kann man sagen, ich kann meine Kopfbälle, habe meine Flanken drauf, bin taktisch top, aber es gibt in dem Gefüge immer noch etwas, das unberechenbar bleibt. In diesem Fall: der Wind, an dem meine schönsten Flankenberechnungen zerschellen.

Das heißt: Poesie ist Arbeit und Zufall zugleich?

Hundegger: Auf gewisse Weise ja. Aber nur manchmal fällt einem da was zu, Arbeit nimmt wesentlich mehr Raum im künstlerischen Prozess ein. Und die Eigenheiten des Materials: Dichter/innen werden ja ganz gern als Beherrscher der Sprache beschrieben, und viele fühlen sich auch so. Aber mir scheint diese Herrschaftsdiktion fragwürdig und paternalistisch, denn Sprache ist ein so mächtiges Material. Und weiß sich durchzusetzen, auch gegen mich – und die Sprache ist immer klüger als ich. Vielleicht wäre Dompteur/Dompteuse eine bessere Bezeichnung. Was es jedenfalls braucht: ein Bewusstsein für Sprache als Material und dafür, was die Wörter, die ich verwende, mit sich tragen. Das ist ein Wechselspiel aus Nachgeben und Sich-Behaupten, denn erzwingen lässt sich dabei nichts – weil ich finde, das merkt man einem Text dann auch an.

Als Vorbereitung für Ihr Buch „schreibennichtschreiben“ sollen Sie den ganzen Duden gelesen haben. Warum?

Hundegger: Ich wollte mein Material einmal so richtig



Barbara Hundegger veröffentlichte zuletzt den Gedichtband „wie ein mensch der umdreht geht“. Foto: Rottensteiner

kennen lernen, auch in einem ganz handwerklichen Sinn. Weil in einem Gedicht zählt wirklich jedes Wort. Man sollte also genau wissen, was man schreibt. Alle Begriffe, die vorkommen, müssen überprüft werden, woher kommen sie, welche Redewendungen gibt es damit, welche Bedeutungen verstecken sich dahinter. Die Dichterin Inger Christensen hat die Ansicht vertreten, dass es in der Literatur – entgegen landläufiger Meinungen – nicht ums Erfinden, sondern ums Finden geht. Ich sehe das genauso: In der Sprache ist alles schon da. Ein Gedicht funktioniert für mich nur dann, wenn es möglichst viele der Konnotationen, die mir wichtig sind, enthält, aber eben auch die Bedeutungen, die schon vor mir da waren,

die muss ich für mich wichtig machen, ob ich will oder nicht.

Wenn nicht gerade Jan Böhmermann oder vor einigen Jahren Günter Grass ein Gedicht veröffentlichen, scheint sich Lyrik ziemlich schwer zu tun, Aufmerksamkeit zu erreichen.

Hundegger: Da würde ich für die genannten Beispiele eher ein Wort wie Reimerei verwenden, Gedichte im Sinn mehrschichtig ausgeklügelter Wort- und Inhaltsbalancen sind das für mich nicht. Das Aufmerksamkeitsdefizit bezüglich Lyrik dürfte auch mit den Klischees über Lyrik zusammenhängen – Gedichte schreibende Frauen zum Beispiel befinden sich ja noch immer in verdächtiger Nähe zum Häkelkreis. Und wie viel-

leicht bei keiner anderen Gattung wird alles in einen Topf geworfen – unabhängig von Qualität und Relevanz. Außerdem steht bei Lyrik ja ganz groß das Wort „Erbauung!“ im Raum. Erschwerend kommt hinzu, dass das Besteck, um Gedichte zu verstehen und über sie wirklich etwas sagen zu können, zunehmend abhandenkommt, auch in der Welt der Buchbesprechungen. Bei Lyrik gerät das weit verbreitete Herstellungsverfahren von Rezensionen aus drei viertel Nacherzählung, ein paar biografischen Daten und ein paar quergelesenen Zitaten ins Wanken, weil Gedichte sich – und das gefällt mir! – ihrer Nacherzählung ja entziehen. Die nötige Zeit für gründliche, entdeckende Lektüre hat keine und keiner, weil

Barbara Hundegger

Zur Person: Barbara Hundegger, geboren 1963 in Hall, lebt in Innsbruck. Sie zählt zu den wichtigsten Lyrikerinnen Österreichs. 2014 wurde sie mit dem Anton-Wildgans-Preis ausgezeichnet. 2015 erhielt sie für ihr Projekt „[anich. atmosphären.atlas]“ das Große Literaturstipendium des Landes. Ihr jüngstes Buch „wie ein mensch der umdreht geht“ ist bei Haymon erschienen. www.bahu.at

Die **Poetik-Vorlesung** „mein wörterkopfball kämpft mit wind“ findet am Dienstag, 31. Mai, und Mittwoch, 1. Juni, jeweils von 16.30 bis 18 Uhr im Literaturhaus am Inn statt. Am Mittwoch steht zudem eine von Sieglinde Klettenhammer eingeführte Lesung Hundeggers auf dem Programm. Beginn: 20 Uhr.

Lyrik-Festival W:Orte: Barbara Hundegger ist auch beim 2. Innsbrucker Lyrikfestival W:Orte zu Gast. Am Freitag, 17. Juni, präsentiert sie und das *Tiroler Kammerorchester InnStrumenti* unter der Leitung von Gerhard Sammer Vertonungen von Hundeggers Dante-Texten im Studio 3 des ORF Tirol. Beginn: 20.15 Uhr.

sie niemand zahlt.

Lyrik hat aber unbestreitbar schon manchmal ein Unzugänglichkeitsproblem?

Hundegger: Das kommt darauf an, und es hat essenziell mit der Geschichte von Lyrik zu tun, die einstmals ja die Funktion hatte, die Geister und nicht die Menschen anzusprechen. Und etwas von diesem „Zauberischen“ ist der Lyrik über die Jahrtausende geblieben. Dennoch lege ich großen Wert darauf, dass sich meine Lyriktexte auch ohne Lexika erschließen lassen – genaues Lesen und ein gewisses Vermögen, auch gefinkeltere Grammatikkonstruktionen aufnehmen zu können, braucht es aber schon. Und darin sehe ich eigentlich das Hauptproblem komplexerer Lyrik: das Tiefenverständnis

von Sprache nimmt ab – auch weil die gegenwärtigen Formate und medialen Flächen sprachliche Oberflächlichkeit begünstigen. Dennoch habe ich auch in meinem letzten Buch, in dem ich mich mit Dante beschäftigt habe, versucht, einen von Dante-Spezialwissen unabhängigen Zugang zu ermöglichen, denn ein Text muss in meinen Augen autonom bestehen und seine Wirkung aus sich selbst generieren können. Und wer, wie ich, aus kleinen Verhältnissen kommt, weiß darüber hinaus, dass es mehr Leute gibt, die gar nichts über Dante wissen.

Sie haben Ihr Dante-Buch „wie ein mensch der umdreht geht“ angesprochen. Was hat Sie an der Auseinandersetzung mit diesem Klassiker gereizt?

Hundegger: „Die göttliche Komödie“ begleitet mich schon lange – das Literaturhaus unter der damaligen Leitung von Erika Wimmer hat, ausgehend von den Kupferstichen Markus Vallazzas zu Dantes „Inferno“, Textaufträge zum Thema „Hölle“ vergeben, ich wurde dazu eingeladen, und mit Höllen, dachte ich damals, kenne ich mich aus. Es war auch der Impuls zu einer Wiederannäherung ans Schreiben und an den Literaturbetrieb, aus dem ich mich ganz zurückgezogen hatte: Denn die Literaturszene der 70er- und 80er-Jahre, als ich begann, war ein stockpatriarchales (Alt)Herrenreich, in dem das, was ich machte und worauf ich mich bezog – Frauenperspektive und -geschichte, Widerstandsformen, Feminismus im weiteren Sinne, aber nicht nur als Inhalt, sondern als Haltung –, nur sehr beschränkt verstanden wurde. So lange also begleitet mich Dante schon, und bevor ich die Stifte niederlege, habe ich vor, mich noch seinem „Paradies“ zu widmen.

Das Gespräch führte
Joachim Leitner